

# «Universalgelehrte gibt es nicht»

**ZÜRICH.** Das Deutsche Seminar der Universität Zürich ist 125 Jahre alt. Professor Daniel Müller Nielaba erklärt, warum sich die Zürcher Germanistik nicht mehr zu politischen Fragen äussert und warum sie sich nicht speziell für Schweizer Literatur interessiert.

INTERVIEW: ANNA WEPFER

*Max Frisch ist einer der bekanntesten Studenten der Universität Zürich. Zu seinem 100. Geburtstag hat das Deutsche Seminar diesen Frühling eine Ringvorlesung veranstaltet. Warum kein Fest?*

**Daniel Müller Nielaba:** Wir wollten den Fokus auf die Literatur legen, um hinter jene Figur zu kommen, die jeder aus dem Schulunterricht kennt. Auch ich hatte bis dahin vor allem jenen Frisch gesehen, der in allem immer recht hatte, überall furchtbar korrekt war und bei dem, wenn wir ehrlich sind, vor allem die politischen Message interessierte. Ich habe ihn literarisch unterschätzt. Dennoch wäre es nicht angemessen gewesen, wenn wir als Uni auch noch die grosse Frisch-Party geschmissen hätten. Es gibt derzeit genügend andere Ausstellungen und Anlässe zum Thema.

*Frisch hat über die Universität wenig Gutes gesagt. Im Zürcher Literaturstreit in den 60er-Jahren ist er dem damaligen Germanistik-Star Emil Staiger hart an den Karren gefahren, weil*

*NZZ und in der «Weltwoche» abspielte. Ist es gut, wenn Medien sich in wissenschaftliche Diskurse einmischen?*

Grundsätzlich ja, denn diese Art intellektueller Kultur heisst, dass sich die Öffentlichkeit für unsere Fragestellungen interessiert. Sie birgt aber auch die Gefahr, an Differenziertheit einzubüssen: Sobald ich etwas dem grossen Publikum darstellen muss, kann es sein, dass ein komplexer Sachverhalt stark vereinfacht wird. Das ist

«Der Literaturprofessor ist in einer ähnlichen Lage wie der Fussballtrainer in Italien»

aber nur die eine Seite. Es gibt auch Dinge, die das Publikum nicht sieht, die aber die öffentliche Sache ebenso betreffen: zum Beispiel die Gymnasiallehrer-ausbildung oder die Arbeit für den Nationalfonds und andere Förderinstrumente. Bei diesen Dingen kommt man nur in die Medien, wenn etwas schiefgelaufen ist.

*Sie haben selbst schlechte Erfahrungen gemacht mit den Medien: Die «Weltwo-*

*che» hat sich im Januar 2010 über Sie und die «schwer verständliche Sprache» Ihrer Aufsätze mokiert. Was hat das bei Ihnen ausgelöst?*

Die eine Seite ist die persönliche. So etwas lässt einen natürlich nicht kalt. Besonders geärgert hat mich aber der Umgang mit meinem Text. Die «Weltwoche» hat willkürlich eine Passage herausgegriffen, die natürlich keinen Zusammenhang mehr hatte, und daraus geschlossen, ich schreibe Schrott. Richtig ist wohl: Ich schreibe schwierige Texte zu schwierigen Themen und die entziehen sich halt dem schnellen medialen Zugriff.

*Die Kritik war also unberechtigt?*

Die Nachricht, dass ich laut dem Artikel international wissenschaftlich inexistent sei, hat mich erreicht, als ich auf dem Weg war nach Bergamo, an eines der wichtigsten geisteswissenschaftlichen Konsortien der EU. Dort werden Stipendien für die besten Doktoranden der ganzen Welt vergeben ... Auch hat mir ein Gymilehrer geschrieben, er habe mit seiner Klasse meinen Text gelesen und sie habe ihn verstehen können. Ein schönes Kompliment. Dennoch bleibt ein Rest Bitterkeit, weil die wichtige Arbeit, die ich und meine Kolleginnen und Kollegen sonst leisten, offenbar zu wenig sexy ist, um auf eine Zeitungsfront zu kommen.

*Aber können Sie nachvollziehen, dass die Germanistik für die Öffentlichkeit wenig fassbar ist?*

Ja. Wir sind genauso schwer zugänglich wie jede andere universitäre Spitzenforschung. Nur haben wir

besser lesen können als wir? Wir Wissenschaftler lesen eben anders, so, wie der Musikwissenschaftler eine Partitur anders liest, als sie der Konzertbesucher hört. Der Literaturprofessor ist manchmal in einer ähnlichen Situation wie der Fussballtrainer in Italien: Er ist konfrontiert mit ein paar Tausend, die finden, sie könnten es genauso gut, und sich dann ärgern, wenn die Sache eben doch komplexer ist.

*Sie können sich offenbar nicht genügend verständlich machen.*

Natürlich ist es unsere Aufgabe im Kontakt mit der Öffentlichkeit, verständlich zu sein. Aber deswegen muss man nicht schwierige Sachen zu einfach machen. Ich erlebe es gerade in Schulen, dass die jungen, wachen Leute sehr wohl in der Lage sind, schwierigen Gedankengängen zu folgen. Es ist vielleicht auch Bequemlichkeit, wenn verlangt wird, Literaturwissenschaft solle doch bitte einfach überkommen.

*Die Zürcher Germanistik war mit Emil Staiger und später Peter von*

*Matt lange eine Instanz, auch in politischen Fragen. Heute ist sie öffentlich kaum wahrnehmbar. Warum?*

Es stimmt, dass das Zürcher Bildungsbürgertum zu Staigers Zeiten fast wie in eine Andacht in die Vorlesungen gepilgert ist. Heute ist das anders. Wir sind eine andere Generation von Wissenschaftlern. Ich sehe persönlich kei-

worden. Die Welt, in der ein Friedrich Schiller lebte, hat hingegen einen Universalgelehrten zugelassen. Denn das enzyklopädische Wissen um 1790 war gebündelt und zugreifbar in einer einzigen Bibliothek. Man kann sich also eine Person vorstellen, die zu jedem Lebensbereich Wissen hatte, das sie mitteilen konnte. Ich denke nicht, dass das heute noch möglich ist.

*Gerade indem Sie sich auf Ihr Fachgebiet beschränken, bedienen Sie aber das Klischee der weltfremden Elite. Und dieses verwendet zum Beispiel die SVP gerne zur Stimmungsmache.*

Diese Form der Intellektuellenschelte hat natürlich auch ihre Geschichte. Was will denn die Öffentlichkeit genau von uns? Will sie Topwissenschaftler, die international renommiert sind, oder will sie einfach Welterklärer?

«Ich sehe persönlich keinen Grund, in jedes Mikrofon zu reden»

*Was glauben Sie? Man muss sich doch fragen, was den Studierenden nützt. Wenn wir es schaffen, von internationalen Spitzenuniversitäten als gleichberechtigte Partner anerkannt zu werden,*

*so geschieht das einzig aufgrund unserer wissenschaftlichen Leistungen. Für die öffentliche Hand ist das jedoch sehr wichtig. Wenn Ihre Kinder hier studieren, möchten Sie doch wissen, dass diese Uni international vernetzt ist und auch Zukunftsangebote machen kann. Wir bringen wichtige Leistungen, wenn wir ermöglichen,*

*dieser in einer Rede über die zeitgenössischen Autoren hergezogen war. Die Uni hat das Frisch lange übel genommen. Heute nicht mehr?*

Es ist nicht immer sinnvoll, geschichtliche Ereignisse als positiv oder negativ zu bewerten. Das verstellt den Blick auf den Kern der Sache. Aus heutiger Sicht war der Literaturstreit ein bemerkenswertes, folgenreiches Phänomen. Staiger hatte in seiner Rede schlimme Aussetzer drin. Und Frisch, da sind sich die Kenner einig, hat stark überreagiert.

*Der Literaturstreit war ein Medienereignis, das sich im «Tages-Anzeiger», in der*

ein besonderes Problem: Im Gegensatz zu zum Beispiel naturwissenschaftlichen Fächern beherrscht das Publikum unsere Tätigkeit – das Lesen – auch. Und dann fragt es sich vielleicht: Warum sollen die an der Uni

nen Grund, in jedes Mikrofon zu reden. Im privaten Umfeld würden Sie von mir schon politische Aussagen hören. Aber nur weil ich als Professor an der Uni arbeite, muss ich der Öffentlichkeit doch nicht meine Ansichten über ein besseres Leben aufdrängen. Würde sich intellektuelle Qualität im Quantum medialer Präsenz darstellen, so wären uns einige öffentliche Figuren gnädig erspart geblieben.

*Sie könnten die Medien aber auch im positiven Sinne nutzen, um sich bekannt zu machen.*

Ich weiss nicht, ob es für ein grösseres Publikum so interessant wäre, wenn ich über ein Eichendorff-Gedicht nachdenke. Man müsste es ausprobieren. Aber nicht, das betone ich, um diese Fiktion aufleben zu lassen vom Intellektuellen, der zu allem und jedem Bescheid weiss.

*Den gibt es nicht?*

Nein. Es hat ihn in anderen Zeiten gegeben. Unsere Welt ist dank des Internets gleichzeitig überschaubar und sehr unüberschaubar ge-

dass unsere Leute an den Top-Unis weiterstudieren und sich auf gute Stellen bewerben können.

*Bei aller Internationalität: Das Deutsche Seminar betreibt keine Abteilung «Schweizer Literatur». Wäre das nicht ein Muss für eine Zürcher Uni?*

Literatur mit Schweizer Bezug ist ein fester Bestandteil unserer Lehre und Forschung. Mag sein, dass die Öffentlichkeit mehr darauf ansprache, wenn wir uns plakativer der Schweizer Gegenwartsliteratur zuwenden würden. Aber: Wenn jemand als junger Wissenschaftler die Ambition hat, sich international zu positionieren, wäre eine reine Spezialisierung auf Schweizer Gegenstände gefährlich.

*Warum?*

Wir stehen im globalen Forschungskontext. Das heisst, dass wir uns auch an den Fragestellungen der weltweiten Spitzenforschung beteiligen müssen. Es nützt nichts, wenn wir super arbeiten, aber die Kollegen aus dem Ausland sich nicht für unsere Themen interessieren. Als Professor muss ich ambitionierte Studierende auch karrieretechnisch beraten.

*Gibt es aktuelle Schweizer Autoren, die es wert sind, erforscht zu werden?*

Selbstverständlich! Ich nenne jetzt aber sicher keine Namen, sonst sind all jene wütend, die ich nicht genannt habe.

## ZUR PERSON

**Daniel Müller Nielaba** (50) hat an der Universität Bern von 1980 bis 1988 Germanistik, Philosophie und Geschichte studiert. Vier Jahre später schloss er das Doktorat ab. Nebst diversen Forschungstätigkeiten in Europa war er danach an der Universität Erfurt (D) als Professor tätig, bevor er 2003 als ordentlicher Professor an die Universität Zürich berufen wurde. Hier war er von 2005 bis 2010 Ko-Leiter des Deutschen Seminars. Müller Nielaba präsidiert die Kantonale Maturitätskommission und sitzt in der Leitung der Gruppe HSGYM, die den Übergang zwischen Mittel- und Hochschulen verbessern will. Er rudert im Professoren-Achter der Universität, mit dem er das Derby gegen die ETH-Professoren 2009 und 2010 gewonnen hat. Er ist verheiratet, hat einen Sohn (16) und wohnt in Zürich. (awe)

Bild: Peter Würmli